

„Nähe in der Fremde“

## Verleihung des Marie Luise Kaschnitz-Preises

### an Julia Franck

Die literarische Laufbahn von Julia Franck begann 1997 mit dem Roman „Der neue Koch“. Das folgende Werk „Liebediener“ galt als „die Liebesgeschichte der neunziger Jahre“. Jetzt hat die junge Autorin mit „Lagerfeuer“ einen neuen Roman verfasst, in dem sie sich literarisch, historisch und politisch mit der jüngsten deutschen Geschichte auseinandersetzt. Für ihre literarischen Leistungen, insbesondere für „Lagerfeuer“, verlieh ihr die Akademie im September 2004 den Marie Luise Kaschnitz-Preis.

**Die Jury hatte sich entschieden: Den seit 1984 inzwischen zum elften Mal verliehenen Marie Luise Kaschnitz-Preis sollte im Jahr 2004 eine Schriftstellerin der jüngeren Generation erhalten. Mit einstimmigem Beschluss nominierten die Juroren Julia Franck für den Literaturpreis.**

**Julia Franck, die 1970 in Berlin (Ost) geboren wurde, gilt heute als eine der talentiertesten jungen Autorinnen. In ihrem jüngsten Roman „Lagerfeuer“ – so urteilte die Jury – hat die Schriftstellerin „an dem geheimnisvollen Untergrund menschlicher Triebe, Gefühle und Affektlagen gerührt und erzählt, wie unfrei die DDR wirklich war.“ In den Geschichten über menschliche Schicksale im Notaufnahmelaager Berlin-Marienfelde „gelingt es ihr meisterhaft, mit präziser Beobachtung und in konzentrierter, unprätentiöser Sprache Stimmungen zu erzeugen.“**

**Studienleiterin Roswitha Terlinden leitete die Tagung „Nähe in der Fremdheit“, die mit der Verleihung des Preises endete. Nachfolgend ein Auszug aus der Laudatio des Schriftstellers Arnold Stadler und aus der Dankrede der Preisträgerin:**

*Arnold Stadler*

-----

## Lagerfeuer und Sansibar oder der letzte Grund – Heute

Ein Schriftsteller ehrt eine Schriftstellerin vielleicht dadurch am meisten, dass er ihr Buch liest und sich am Ende sagt, dass er es am liebsten selbst geschrieben hätte. Und auch mit der Illusion daherkommt, dass er sich gewünscht hätte, dass das Leben so wäre, dass es dieses Buches gar nicht bedurft hätte.

Aber da das Leben nicht so ist, wie es sein sollte, gibt es Bücher: Es gäbe gar keine Literatur, wenn alles glatt lief. Das unglückliche Leben und der Mensch, der die Faktizität seiner Welt nicht anzuerkennen bereit ist, machen aus manchem einen Schriftsteller.

Das Glück ist literarisch eher nicht ergiebig. Hymnen und Liebesgedichte sind die Ausnahme. Und auch dieses Buch – es hat seine glücklichen Augenblicke, ja das ganze Buch *Lagerfeuer* ist aufgehoben darin, es beruht auf der Voraussetzung, dass das Glück keine Unmöglichkeit ist, und der Mensch jener ist, der weiß, dass es das gibt: den Menschen, jenen, der eine Glücksidee hat und aufgrund dieser leben kann. Und der mit dem Hoffnungsschmerz weiterlebt, auch in solchen Verhältnissen und unter solchen Bedingungen wie die Menschen im Buch *Lagerfeuer*, die alle *ich* sagen.

Nachdem aber die Welt so ist, wie sie ist, – ist zwangsläufig das vom Wort Glück abgeleitete Wort *Unglück* eines der Hauptwörter des Buches *Lagerfeuer*.

Das Buch beginnt mit diesen zwei Wörtern: *Die Kinder* – mehr Zukunft gibt es nicht. Und es endet auch wieder mit diesen Kindern. Die Richtung, die das Buch nimmt, ist somit klar.

Kurz, das Buch erzählt von Menschen, die anderswo ein richtiges Leben führen könnten. Und immer wieder *By the rivers of Babylon there we sat down and wept* hören. Und wie einst in Babylon, so ist auch hier keiner, der für alles verantwortlich ist, sondern es gibt nur solche, die nicht durchschauen, sondern erleiden, und denen das Wort Unglück ein Hauptwort ist, und denen nichts glückt, nicht einmal der Selbstmord. Nur einmal glückte es, dem Lager zu entkommen. Eine alte Frau sprang in die Freiheit, die direkt über Nelly und ihren zwei Kindern gelebt hatte. Am Ende jedoch, bei der Weihnachtsfeier, bei den Kindern und ihrer Freude über den brennenden Baum, beim *Lagerfeuer*, heißt es:

*Allein die Kinder schrien, eher freudig und aufgeregter als panisch. Die Erwachsenen bildeten einen Kreis um das Feuer und sahen stumm zu, wie aus den Funken Flammen wuchsen. ( ). Hans hatte die Hände vor dem Mund gefaltet, vielleicht lachte er, seine dunklen Augen warfen den Lichtschein wider.*

Dies ist der Satzsatz.

Die Welt ist voller Flucht und Fluchtgeschichten. Und doch: Meist werden sie nicht aufgeschrieben und der Mensch, der sich am Ende vielleicht sagte: darüber hätte ich ein Buch schreiben müssen, hat es nicht getan und ist gestorben. *Julia Franck* jedoch hat diesen oft gehörten resignativen Satz aller, die nicht geschrieben haben, nicht gelten lassen. Sie hat nicht kapitulieren müssen vor der Faktizität des Unsäglichen, sondern hat sich eines Tages hingeworfen und hat geschrieben, vielleicht auch stellvertretend für alle, die auch so eine Geschichte haben, damit am Ende das Unglück, dessen Krone das Vergessen ist, nicht über den Schmerz triumphiert.

Sodass am Ende von allen Fluchtgeschichten gar nichts bliebe, nicht einmal der nie verheilte Schmerz, ja nicht einmal die Erinnerung an den niemals verheilenden Schmerz oder die bloße Faktizität der Lebensläufe oder der Schicksale.

Das wollte *Julia Franck* nicht, dagegen erhob sie Einspruch mit einem Buch. So habe ich ihr Buch

gelesen.

# Das Leben ist eine Fluchtgeschichte

Im Buch *Lagerfeuer* ist der Mensch ein Kandidat des Unglücks und das Leben ist kein Quiz, sondern eine Folge von Umständen. Weniger begabte Autoren würden hier mit den Verantwortlichen abrechnen, recherchieren nach Art eines Sachbuchs und Namen nennen. *Franck* aber vergegenwärtigt Menschen, lässt sie sein und bleiben. Mit Vergangenheit und Zukunft.

Der Mensch auf der Flucht. Das ist ein großes Thema auf der Welt. Eigentlich seit der Vertreibung aus dem Paradies. Oder war es Flucht? Wären Adam und Eva nicht vertrieben worden, hätten sie irgendwann fliehen müssen. Das ist auch in der Weltliteratur so, die mit der Bibel beginnt. Und so ist es bis heute geblieben. Wir leben nun im globalen Zeitalter und täglich kommen noch ganz andere Fluchtbilder ins Haus. Überfüllte Boote mit Lebenden, Sterbenden und Toten an Bord erreichen schönnamige Inseln wie Lampedusa.

Und wir haben längst irgendwie abgeschaltet und sind Grobiane geworden, die sehenden Auges blind sind oder Zyniker, die für alles eine Erklärung haben, auch für das Sprachverschlagende und Unerklärbare.

Es gibt aber doch nach wie vor Menschen und Schriftsteller, die es niemals zum Zyniker schaffen; und eine davon ist *Julia Franck* mit ihrem Buch *Lagerfeuer*.

Fluchtgeschichten sind nicht teilbar. Es ist jeder einzelne Fall eine ganze Geschichte. Ja die Geschichte des Menschen ist von Adam und Eva an vieles, auch eine Geschichte der Flucht und des Herumirrens auf der Welt, nachdem einmal das Paradies verlassen ist. Warum das so ist, weiß ich nicht. Ob es mit der Erkenntnis von Gut und Böse zu tun hat, weiß ich auch nicht. Aber dass es so ist, kann auch ich sehen. Und darüber gibt es Bücher. *Julia Francks* Buch ist kein Roman, sondern eine Fluchtgeschichte.

## Die Glut von Lagerfeuer

Schreiben kann eigentlich jeder. Und viele versuchen es auch und fassen ihr Leben und ihre Geschichte in ein paar Sätzen zusammen und schreiben ihr Buch. Sie haben es aufgeschrieben, als wäre das Leben und Leiden eine Information und ein Stoff für ein Sachbuch. Und als wäre das Leben eines Menschen in einer Inhaltsangabe wiederzugeben, in der Katalogisierung von Orten, Begegnungen und Jahreszahlen.

Bei *Julia Franck* jedoch ist es ganz anders und wie es sein soll in einem Buch, das kein Sachbuch ist, sondern Literatur. Dieses Buch beginnt erst, wenn der Inhalt erzählt ist. Wenn wir mit den nötigen Informationen versorgt sind. Sie hat sich mehrmals in ganz verschiedene Menschen hineinversetzt, ja in die Menschen dieser Menschen. Als Stellvertreterin von allen, die es von irgendwo nach irgendwo verschlagen hat und die nicht schreiben können.

Das Glück ist, wie gesagt, literarisch nicht ergiebig. Ist also das Unglück das Kapital des Schriftstellers?

Aber das hat *Julia Franck* wohl nicht zum Schreiben getrieben. Es war vielleicht mehr die Geschichte eines Schmerzes, welche *Julia Franck* zu diesem Buch bewog. Aussagen und Beschreibungen eigentlich unsäglicher und unbeschreiblicher Dinge. Dass man es doch vielleicht sagen kann, was eigentlich nicht zu sagen ist, wenigstens satzweise: Mit dieser Kunst ist *Julia Franck* versehen.

## Schreiben ist vieles

Schreiben ist auch Dissidententum: Heißt auch, sich nicht abfinden können mit der Welt, wie sie ist. Einsehen, dass einer nicht ganz so war wie die Welt, die er vorfand, aber auch nicht ganz anders. Schreiben heißt zu Beginn: Den Abstand zu beschreiben, der einen von diesem Leben und dieser Welt trennte. Aber auch die Nähe, die einen verband.

Warum hat denn *Julia Franck* uns auf die Reise geschickt? Was war ihr Impuls? Es war doch kein Übermut, sondern eine Notwendigkeit. Ich glaube, *Julia Franck* hat dieses Buch geschrieben, weil sie es musste. Sie hat ja die Welt, diese Welt, mit eigenen Augen gesehen.

Dieses Buch hat sehr mit ihr zu tun. Aber nicht jeder, der eine ähnliche Geschichte hat, wird sich auch hinsetzen und zu schreiben beginnen. Die Voraussetzung ist so ein Leben. Sie hat sich mit ihrem Leben vorbereitet auf den Tag des Schreibens. Andere mögen eine solche Geschichte und ein Ensemble solcher Geschichten, die sich darin gleichen und darin verwandt sind, dass sie wahr sind, konstruieren, sie kann oder muss schreiben und aufheben. Das ist die Kunst der *Julia Franck*. Das ist ihr Buch. – Ihr *mein* Buch.

Dieses Buch hat das Vergessen nicht gelten lassen. Das Unrecht des Vergessenseins, selbst noch des Schmerzes – das Vergessen sollte nicht triumphieren –, sodass am Ende nichts bliebe, nicht einmal die Erinnerung an den Schmerz. – All dies hat *Lagerfeuer* nicht gelten lassen. Es erst gar nicht aufkommen lassen. *Julia Franck* hat diesen Menschen ein Denkmal gesetzt, in dem wir lesen können, auch uns selbst, bald wurden wir so sehr hineingezogen, als wären diese Geschichten unsere, die wir doch auch unsere kleine Fluchtgeschichte haben. So bleibt mir am Ende nichts übrig, als stellvertretend für alle, die wir hier sind und am Leben, zu danken dafür, dass wir ein Stück weit mitlesen und sie leben durften. Und danken auch dafür, dass sie für uns sich mit Schicksalen abgegeben hat, die untergegangen sind, und aufgehoben, damit wir Menschen bleiben dadurch, dass dem Unmenschentum nicht das Feld überlassen wird durch Verschweigen. Mit den Kindern und mit einer seltsamen Art von Feuerwerk – so endet das Buch mit einem Hoffnungszeichen. Ein merkwürdiges Licht in dunkler Nacht.

*Julia Franck*

---

# Danksagung zum Marie Luise Kaschnitz-Preis

Als ich von dem Preis erfuhr, war da zuerst ein Glucksen, eine Freude, die sich im nächsten Augenblick diebisch anfühlte und schon hatte sich Scham hinzugesellt, Scham für möglicherweise zu Unrecht erhaltene Ehren – mit diesem verstörenden Gefühl machte ich mich auf Spurensuche. Ich las die Gedichte von *Marie Luise Kaschnitz* wieder und stieß auf ihre Dankrede anlässlich der Verleihung des Büchner-Preises 1955. Da sagt sie: „Die öffentliche Anerkennung hat ganz andere Folgen [als der Tadel], sie stimmt uns nachdenklich und kritisch gegen uns selbst und vielleicht ist gerade das ihr tieferer Sinn.“ Im Nachdenken über ihr Werk stellt sie fest, dass ihre Gedichte nur Ausdruck ihres Heimwehs nach einer alten Unschuld gewesen seien und sie überhaupt nur versucht habe, den Blick des Lesers auf das „ihr Bedeutsame“ zu lenken, auf die wunderbaren Möglichkeiten und tödlichen Gefahren des Menschen, auf die bestürzende Fülle der Welt. Keineswegs dagegen habe sie den „billigen Trost“, den wohl mancher Leser erwartet habe, geben wollen. Welcher Autor will schon „billigen Trost“ spenden? Auch für meine Arbeit könnte ich in Anspruch nehmen, nie den billigen Trost gespendet zu haben, den manch ein Leser sich bei einer Liebesgeschichte oder auch der Geschichte aus einem Flüchtlingslager erhofft.

Für mich sind Trostbücher eher uninteressant, ich lese nicht, um getröstet zu sein, sondern um Erfahrungen zu machen, die ich anders nicht machen könnte, um im Denken angestoßen zu werden und Spuren anderer aufzunehmen. Die Trostqualität eines Buches steht in keinem Zusammenhang mit der schriftstellerischen Qualität, auf die allerdings auch das Vorenthalten des Trostes keinen Rückschluss erlaubt.

Die Helden in *Lagerfeuer* sind zwar Glückssucher und wenig erfolgreich dabei, doch auch sie klagen nicht allzu viel, die eine schlägt sich tapfer durch die Strukturen, der andere will aus dem Lager mit dem Leben fliehen, so richtig bequem scheint es sich keiner in seiner Beklommenheit zu machen. Manchmal denke ich, *Lagerfeuer* ist eine Resonanz auf unsere derzeitige Atmosphäre.

„Es ist jetzt soviel von Angst die Rede, von jenem seltsamen Unbehagen, das keine plötzliche Empfindung ist, sondern ein Zustand, nicht wahr?“ So beginnt eine Erzählung von *Marie Luise Kaschnitz* mit dem Titel *Das fremde Land*. Neugierig las ich weiter und fragte mich, ob Schriftsteller Seismographen nicht nur ihrer Zeit, sondern der kommenden sind. Sie beschreibt, wie Gegenstände verschwinden, indem sie ihren Sinn, ihre bisherige Funktion verlieren und uns fremd werden. Nichts anderes, denke ich, geschah auch für denjenigen, der während des Kalten Krieges seine vertraute Umgebung verließ und in den Westen floh. Jedes Ding fühlte sich neu an, zuerst aufregend, dann fremd, manchmal gefiel es und manchmal machte es Angst. Das war nicht nur die Schönschrift, die im Westen anders aussah, mehr Schnörkel hatte, und der Kaffee, der nach gerösteten Bohnen schmeckte – das waren auch Dinge wie Freiheit und Freundschaft, die sich sonderbar anders anfühlten – zwangsläufig, vor dem Hintergrund, dass im alten, vertrauten Land die Freiheit innerhalb der Mauer empfunden werden sollte und im neuen, fremden Land, außerhalb der Mauer. Kaum einer wusste, wann er seine Freunde, seine Mutter, sein Kind wiedersehen konnte – und ob überhaupt jemals. Wer floh, konnte dem nächsten Freund leicht als Verräter erscheinen.

In *Das Fremde Land* von *Kaschnitz* heißt es: „Mitten in unseren eigenen vier Wänden sind wir von

Schemen umgeben, von einem Nebel, einem Nichts. Und ehe wir uns versehen, gleichen wir einem, der sich in einem Lande befindet, dessen Sprache er nicht versteht, in einem unheimlichen, überaus fremden Land.“

Das war der Krieg, das war die Nachkriegszeit. Doch das fremde Land sind wir inzwischen selbst. Über diese Fremde, die durch die Spaltung Deutschlands innerhalb unserer Gesellschaft entstanden ist, die Fremdheit, mit der der Westen den Osten und der Osten den Westen betrachtet, die Befremdung, darüber haben wir bereits gesprochen. Dem Westen war der Osten Fremde, dem Osten der Westen.

Politische Ideologien und Grenzen schufen einen Graben, von dessen Ufern ein Deutschland dem anderen Misstrauen, Missachtung und Neid entgegenwarf. Allein die Aufhebung der Grenzen und unterschiedlichen Systeme hat nicht zur Aufhebung ihrer pathologisch gewordenen Folgen geführt. Doch knüpfe ich bei diesem Zustand der Angst an, den *Kaschnitz* im „fremden Land“ als gegenwärtig beschreibt. Wir haben in Deutschland eine seltsame mentale Grundstimmung, eine Verfassung, die von Angst, von Wut und Verzweiflung geprägt ist und deren Ursache bereits von *Evelyn Roll* in der Süddeutschen Zeitung in der verdrängten Trauerarbeit nach dem Krieg vermutet wird. Ich denke, Deutschland ist nicht nur dieser Angstpatient, es ist die innere Spaltung, die mir verdächtig erscheint.

Angst haben wir nicht mehr nur – wie in *Kaschnitz'* Geschichte vom „fremden Land“ für die Nachkriegszeit deutlich wird, vor den Besatzern, den Fremden von außen und diese vor uns, den Kriegsinitiatoren und Mördern, sondern Angst haben wir inzwischen voreinander, untereinander, sie flottiert ungezwungen von einem zum andern.

Die Ansprüche auf Glück und Wohlstand haben sich zur Haltung aufgebäumt, als seien es deutsche Grundrechte, die verteidigt werden müssen. Zu dieser Verfassung passt auch der Anspruch auf Trost, den zu spenden, Schriftsteller von jeher verweigert haben und verweigern werden.

Es ist kein Wunder, dass die Gedichte der *Kaschnitz*, die während des Krieges erschienen, aus Sicht eines *Kasimir Edschmid*, der ihr die Huldigung zum Bücherpreis sprach, sehr wohl Mut gemacht haben. Haben sie auch keinen „billigen“ Trost gespendet, so vielleicht „wahren“. Ihre zwischen Bombennächten in der ‚Frankfurter Allgemeinen Zeitung‘ erschienenen Gedichte, so *Edschmid*, hätten einer breiten Schicht von Menschen den Glauben erhalten, dass es jenseits der Greuel, der Angst, der Barbarei, des Entsetzens und Mordens doch noch jenes „Einzigartige“ gebe, das vom Ewigen zeuge, das die Schönheit liebe und das den Menschen nicht etwa im Sentimentalen sondern im Humanen anrühre und beglücke.

Was offenbar 1955 einer *Marie Luise Kaschnitz* zu Ehre gereichte, das Hoffnungmachen und positive Nachvorneschauen, die scheinbare Überwindung der satanischen Geschichte, könnte heute im Gegenteil als öffentliche Verdrängung wahrgenommen werden.

Angesichts der Jammerstimmung in Deutschland über die Einbußen unseres Wohlstands besteht nicht die Vermutung, dass in der Kriegs- und Nachkriegszeit zu wenig Hoffnung gemacht wurde. Vielmehr drängt sich der Verdacht auf, dass weder mit einer Trauer über unsere Verluste, unsere Schuld, noch mit Scham und Schande wirklich offen umgegangen worden wäre. Wir haben einen

maßgeblichen Teil unserer Gesellschaft erst ausgeschlossen, ihn dann von uns abgespalten und schließlich zerstört. Aber geweint wurde nicht. Statt dessen haben wir uns große Hoffnungen gemacht und alte Ansprüche genährt.

Hier möchte ich noch einmal auf die deutsche emotionale Verfassung zu sprechen kommen, die der Ängstlichkeit. Wir sind uns alle darüber einig, dass wir in Deutschland nicht Hunger leiden. Noch können wir uns das Jammern und gleichzeitige Verharren in der Anspruchshaltung einem Staat gegenüber leisten. Zwar werden überall Gelder gekürzt, aber allein im Bereich der Literatur gibt es in unserem Deutschland vielfältige und nützliche Förderungen, immerhin leben wir Schriftsteller mitunter von ihnen. Aber da es sich für mich beim Schreiben nicht um eine niedere Tätigkeit und leidige Schuferei handelt, sondern um ein Privileg, eine durch und durch angenehme Art, einen Lebensunterhalt zu verdienen, schäme ich mich für die finanzielle Gabe, mit der diese Ehre verbunden ist, wohl ein wenig. Denn wie gesagt, ein Jahreseinkommen in Deutschland, selbst ein geringes, ermöglicht uns doch Standards, von denen viele Menschen jenseits unseres deutschen Wohlstandshorizonts träumen.

Doch auch unabhängig von der finanziellen Gabe gibt es Augenblicke der Scham für möglicherweise zu Unrecht empfangene Ehre. Wohl weil ich als Leserin einen hohen Anspruch an Literatur habe und schlichtweg einen ästhetischen Vergleich mit meinen Göttern der Literatur scheue und ablehne.

Nun spreche in einer evangelischen Akademie von Göttern und muss bekennen, dass ich mehr an Geschichten von Göttern als an Götter, geschweige denn an den einen glaube. Eine Eigenart, die mit Sicherheit auch von unserer deutschen Geschichte kündigt, aus der heraus es mich als Kind einer mütterlichen Familie jüdischer Herkunft gar nicht geben dürfte, eine Herkunft, halb und halb, die in meiner Familie über Generationen die Auseinandersetzung und Toleranz unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlichen Glaubens, unterschiedlicher Bildung und deshalb schließlich einen vielfältigen Umgang mit Göttern nach sich zog. Diese Auseinandersetzung war nicht nur in meiner Familie mit Todesdrohungen, sondern auch mit einigen anderen Unbequemlichkeiten, dann wieder mit Privilegien verbunden, und führt in der Dritten Generation, wo sie denn überhaupt ins Leben geriet, zu erheblichen Schäden, die offenbar nicht wie bei der radioaktiven Verstrahlung genetischer Art sind, sondern mentaler – da der Holocaust über die konkreten Tode hinaus für seine Opfer eine existentielle Bedrohung darstellte, eine soziale Verstrahlung gewissermaßen. Eine Verstrahlung durch die Tötungsgeschichte also, die keineswegs allein die Opfer und ihre Nachfahren, sondern ebenso die sogenannten Täter und ihre Nachfahren betrifft. Naturgemäß beachtet eine Strahlung nicht den Unterschied von Täter und Opfer. Hier spreche ich von verdrängter Schuld und Scham und Trauer, von daraus resultierender Mutlosigkeit, Selbsthass und ängstlicher Verzweiflung.

Es ist Verlustangst, die uns Deutsche umtreibt, als ginge es um den letzten Brocken Brot. Was schon deshalb wundersam ist und irrwitzig erscheint, weil ausgerechnet Deutschland, das Land, das sich im letzten Jahrhundert mit seinem Zweiten Weltkrieg in ein menschliches, philosophisches und politisches Desaster stürzte, 50 Jahre später zu den reichsten Ländern der Industrienationen gehörte und noch heute, nach Überschreiten seines – ohnehin verdächtigen – Wohlstandsgipfels, mit vielem anderen zu kämpfen hätte – doch gewiss noch eine ganze Weile nicht mit der so gefürchteten Armut. Zum Beispiel mit dieser Ängstlichkeit und infantilen Anspruchshaltung, die unser sozialer Tumor geworden ist, wie man auch den Zweiten Weltkrieg als unsere deutsche Atombombe bezeichnen kann, entwickelt im Labor unserer Ansprüche und erprobt am eigenen Leib.

Wenn ich in meinem hier besonders geehrten Buch *Lagerfeuer* versucht habe, ein Stück aus dem

Inneren deutsch-deutscher Geschichte zu schreiben, dann weniger mit dem Anliegen, die gute bundesdeutsche Demokratie gegen die schlimme Diktatur der DDR auszuspielen. Vielmehr ist das Lager, wie es das zwischen Deutschland Ost und West gegeben hat, ein Sinnbild für unser ganzes Deutschland heute. Allein die Beschreibung der Bürokratie, mit der ein Verwaltungsriese wie Deutschland lebt, die unseren Herzschlag misst, war der Versuch einer literarischen Annäherung an uns. Vielleicht ist es ein Buch mitten aus unserem deutschen Wartesaal: Wohlstand, Arbeit, Freiheit und Glück – sie alle werden innigst erwartet – und während dessen stehen wir auf der Schwelle von einem Zustand zum anderen, ängstigen uns ein wenig, lieben uns ein wenig, hoffen und erwarten – warten auf das Glück.

Doch denken wir diesen Zustand, auch den der deutschen Teilung und versuchten Wiedervereinigung, als Spätfolge sozialer Verstrahlung, so ist die Liebe zur Literatur und die sich selbst und andere quälende Auseinandersetzung mit dem „mir Bedeutsamen“ sicherlich noch eins der angenehmsten Leiden, wiewohl es auch ein weiteres Charakteristikum unserer Gesellschaft und meiner Generation reflektiert, das des Narzissmus. Die Infragestellung meines Daseins in Form von literarischen Versuchen, also auch die Infragestellung meiner Arbeit und meines Anliegens, begleitet mich zwar beständig, und doch ohne mich, dass es sich hierbei weniger um mein Verdienst als um ein Privileg handelt.

Die Erhabenheit eines Werkes, wie zum Beispiel *Büchners* „Lenz“ und die „Gehirne“ von *Benn*, der „Prozess“ von *Kafka* und auch „Das große Heft“ von *Agota Kristof*, die Erhabenheit solcher Werke macht mich ehrfürchtig und demütig, mit diesen Büchern im Herzen und in Gedanken bin ich geworden, was ich bin, und ohne sie könnte ich schlechter leben, vielleicht schlecht, vielleicht gar nicht. Ähnlich mag es einem Iren mit *James Joyce* gehen, einem Amerikaner mit *Hemingway* und manch einem in Afrika, Asien oder Lateinamerika mit Liedern und Geschichten, die in der mündlichen Tradition lebendig bleiben.

Ja, ich gestehe, es geht mir so gut, dass ich meine Existenz von der Literatur abhängig sehe – weniger von der eigenen als von der anderer. Aber ich bin auch froh und dafür danke ich der Evangelischen Akademie und der Jury, dass ich mit Hilfe dieses Marie Luise Kaschnitz-Preises einige Monate länger in dieser Leidenschaft verweilen darf. Daher bleibt mir nur ein einfaches Dankeschön.